

VIA ALPINA SACRA IN ZAHLEN

Wallfahrtsorte, Klöster und heilige Stätten: 215
Distanz: 4.331 km
Aufstieg Komplett: 174.255 Höhenmeter

Dauer: 125 Tage (davon 8 Ruhetage)
Durchschnitt (Gehtag): 37 km und 1.489 m Aufstieg
Längste Etappe: 112 km, 2.938 m Aufstieg, 28 Stunden



Höchster Punkt: Capella Gnifetti 3.660 m
Tage mit Regen oder Schneefall: 85 von 125
Nächte im Zelt: 39

Wie oft das Wort „schwül“ im Buch vorkommt: 41 mal
Konsumierte Menge Speiseeis: 32 Liter
Erschlagene Mücken und Bremsen: ca. 14.000.000



Vorwort

Die Alpen: Lebensraum und Freizeitziel, Wiege der Bergsteigerei, Kulisse für Tagträume zahlloser Wanderenthusiasten. Sie zu überqueren steht auf manchem Wunschzettel. München-Venedig, Salzburg-Triest, die Grande Traversata delle Alpi oder, wenn die freie Zeit knapper bemessen ist, wenigstens Oberstdorf-Meran. Von Nord nach Süd machen sich jedes Jahr Hunderte auf die Wandersocken und verbringen ein bis sechs Wochen zwischen Himmel, Erde und Kaspressknödeln.

Nur eine Handvoll Abenteurer wagt sich hingegen jeden Sommer an die Alpen der Länge nach. Sie ziehen von West nach Ost, von Wien bis Nizza, oder auf dem seit der Jahrtausendwende entwickelten Wegenetz der Via Alpina, deren „Roter Weg“ der längste ist. Auf 2.600 Kilometern verbindet er alle acht Anrainerstaaten des Alpenbogens zwischen Triest und Monaco.

Für mich als jemand, der in den letzten 20 Jahren in ganz unterschiedlichen Teilen dieses Gebirgszugs gelebt hat, sind die Alpen nicht nur ein großartiger Naturraum, sondern auch eine einzigartige Kulturlandschaft. Die Alpen sind, ob ihrer Geschichte, in der Tat ein religiöses Gebirge. Nicht so wie der Himalaja, in dem es „heilige Berge“ gibt, Orte der Erleuchtung, mythologische Weltachsen, Gipfel, auf denen Götter wohnen und Felsen, in denen Dämonen hausen. Die religiöse Welt der Alpen ist vielmehr geformt vom Bild eines transzendenten Gottes. Ein solcher Gott übersteigt die Welt. Sein sind die Berge und das Meer, majestätisch, aber geschaffen und deshalb vergänglich. Die Wildnis der Berge war für die Menschen eines solchen Glaubens nie heiliger Bezirk, sondern Rückzugsgebiet. Einsiedler und Mönche kamen hierher, um der Welt und ihrem Treiben zu entfliehen. Unwirtliche, felsige Pässe wurden durch Hospize und Klöster zu Orten tätiger Nächstenliebe. Aus tiefen Schluchten hallte ein Echo der Begegnung mit Gott, der in der Stille zu den Menschen sprach. In den einsamen Gipfelregionen wurden zu Bann, Schutz und Gedenken weithin sichtbare Zeichen des Erlösers aufgerichtet.

All dies hat den Alpen über zwei Jahrtausende hindurch ein religiöses, ein christliches Antlitz gegeben. Und genau dieser Gedanke führte in den langen dunklen Winternächten auf der Ofenbank meiner kleinen Einsiedelei im Schatten des Monviso (3.841 m) zur Idee einer neuen transalpinen Route: der Via Alpina Sacra.

Mit über 4.300 Kilometern sollte sie schließlich weit länger werden als alle konventionellen Weitwanderwege über dieses Gebirge. Dazu kamen 174.000 Höhenmeter, die allein im Aufstieg zu bewältigen waren. Das ist etwas weniger als die halbe Strecke hoch zur Internationalen Raumstation.

Das Besondere der Via Alpina Sacra waren jedoch – wie der Name schon verrät – die Etappenziele. Diese waren auch verantwortlich dafür, dass es mehr im Zick-Zack und in großen Schleifen durch die Berge ging. Denn auf der Via Alpina Sacra sollten die größten, schönsten, ältesten, interessantesten, höchstgelegenen Wallfahrtsorte, Kirchen, Klöster, Heiligtümer und Pilgerstätten im Alpenbogen besucht werden. Rund 200 solcher Stationen, die durch das existierende Netzwerk an Wanderwegen verbunden wurden, machen die Route der Via Alpina Sacra zum längsten, härtesten und wohl schönsten Pilgerweg der Alpen.

Dieses Buch erzählt nun die Geschichten dieser Begehung (15. Mai bis 16. September 2018) und die Geschichten der Orte, durch die sie mich führte. Es sind die Letzteren, die der eigentliche Grund waren, diese Seiten zu schreiben und für den Leser zu binden. Gewitter verziehen sich, Schnee schmilzt, Alpenrosen verblühen. Aber die heiligen Stätten berühren etwas, das in der Tat beständiger ist als die Felsen, auf denen man sie errichtet hat. Ich habe mich daher bemüht, neben einigen geschichtlichen Details auch Gedanken zu formulieren, die diese Stätten lebendig machen und den Glauben, der sie schuf. Ist etwas davon dem Leser nützlich, schätze ich mich reich belohnt.

Nach den vielen ermutigenden Rückmeldungen zu meinem letzten Pilgerbericht habe ich auch hier wieder die Form eines Reisetagebuchs gewählt. Manche Namen habe ich geändert, aber die Personen in diesem Buch sind nicht fiktiv. Dialoge sind aus meinen Aufzeichnungen rekonstruiert und dem Sinn nach gekürzt wiedergegeben. Die Bilder, auf denen ich selbst zu sehen bin, sind meist Standbilder aus Videoaufnahmen. Also: Kamera aufstellen, auf Aufnahme drücken, durch das Bild gehen, zurück laufen, Kamera ausschalten, Kamera einpacken. Was tut man nicht alles für seine Leser – und natürlich für ein Videoprojekt, das von Beginn an Teil der Reiseplanung war.

Zuletzt möchte ich betonen: ein Reisetagebuch beschreibt immer Momentaufnahmen. Meine Zeilen sind daher mitunter weniger ein Spiegel der Wirklichkeit, als meiner eigenen Befindlichkeiten an einem bestimmten Tag. Im Sonnenschein hätte manche Kirche, manche Landschaft gewiss verzaubert. Unter strahlendem Himmel hätten sich Gedanken gewiss in luftige Höhen geschwungen. Im Regen hingegen blieb echte Schönheit unentdeckt; blieb das Gemüt so wie die Augen auf den Boden vor den Füßen gerichtet. Und ich nehme es hier vorweg: Regen gab es viel. Sehr viel. Aber mehr dazu auf den Seiten, die nun folgen.

Eremo Sant’Onofrio am Hochfest von Pfingsten 2019

Johannes Maria Schwarz

Die rollende Schicksalsgemeinschaft

Tag 0 | Etappe: 0 km | ↗ 0 m | ↘ 0 m | Total: 0 km

Im Grunde ist es ein gewagtes soziales Experiment, das Reisen im Fernbus. Wildfremde Menschen über Stunden auf engem Raum, geraubte Beinfreiheit, wilde Extreme der Klimaanlage, Gerüche aus der überforderten chemischen Toilette und das leise, selige Schnarchen eines Sitznachbarn, dessen schlaffe Beine seit der letzten Kurve Besitzansprüche jenseits der Mitte geltend machen wollen. Mir schien, wenigstens in diesem Moment, tatsächlich bereits der schwierigste Abschnitt meiner geplanten Tour gekommen.

Ich streckte meine Eins-Achtundachtzig, rieb mir den Rücken und blickte mit schrägem Kopf müde den Gang nach vorne. Drei Uhr morgens. „Vierzig ist nicht mehr Zwanzig“, murmelte ich in meinen Bart. Wie oft und verhältnismäßig beschwerdefrei hatte ich als Junger meinen – zugegeben schlankeren – Körper auf eine Sitzbank im Zug gefaltet oder eine erträgliche Position im Reisebus gefunden? Ich musste grinsen. Alte Erinnerungen an das On-Board-Entertainment auf einer Fahrt von Wien nach Krakau: „Der Weiße Hai“ auf Polnisch synchronisiert von einer einzigen Männerstimme. Ein emotionsloses „Ah - ahhh“, übersetzte dem Publikum auch das Schreien der dem Untergang geweihten Badenixen. Eine Ablenkung dieser Art gab es auf meinem Weg von Linz nach Udine nicht. Wozu auch. In der Zeit von Smartphones und Tablets war schon längst jeder selbst für seine Unterhaltung zuständig – so wie bei meinem schlafenden Nebenmann. Ich lauschte und versuchte aus den leisen Tönen seiner Kopfhörer eine Melodie zu stricken.



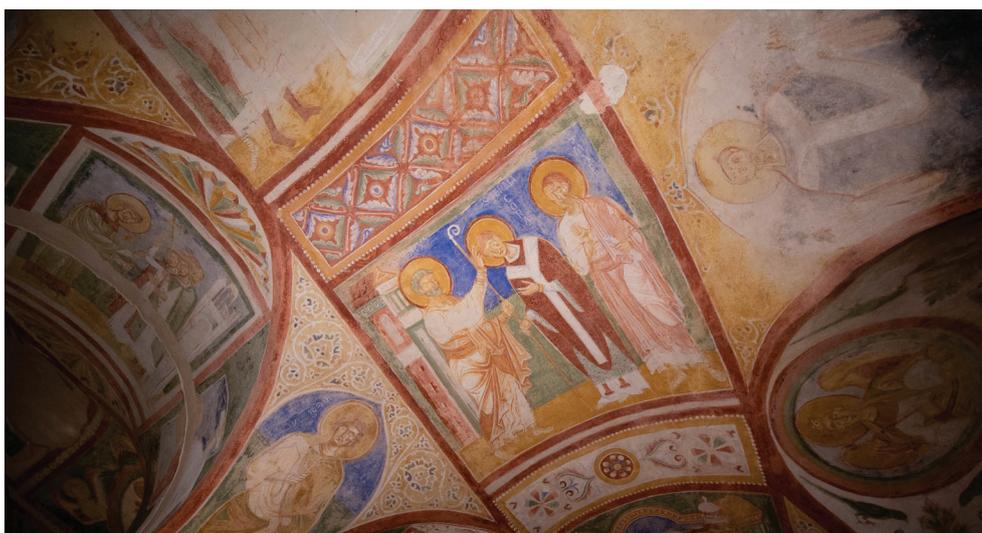
Nur langsam verschoben sich die roten Lichtbalken der digitalen Uhr hinter dem Fahrersitz, um eine vertrautere Morgenstunde anzuzeigen. Dann wurde es heller im Osten, wenn auch grau. Regenwolken. Mein Sitznachbar erwachte zum Leben. „In einer Stunde muss ich auf Arbeit sein“, sagte er leicht genervt, als der Bus kurz vor seiner Ausstiegsstelle in Villach noch eine Tankstelle anfuhr. Karsten, wie ich nun erfuhr, kam aus Ostdeutschland und war regelmäßig auf dieser Strecke unterwegs. „Respekt verdient, wer auf einer solchen Fahrt schlafen kann“, meinte ich anerkennend, aber er winkte ab: „Man gewöhnt sich an alles.“ Damit hatte er auch meine Hoffnung für die nächsten Monate in den Bergen auf den Punkt gebracht. Ich wünschte ihm alles Gute und rückte nach seinem Ausstieg ans Fenster. Die Gipfel der Julischen Alpen zogen an mir vorbei. Das flache Friaul breitete sich nach Süden hin aus.

Etwas mehr als zwei Stunden später, nach einem Umstieg in Udine, hatte ich das Ziel der Fahrt und den Anfangspunkt meines Pilgerweges erreicht. Unweit der adriatischen Küste und dem Golf von Triest lag hier der 3500-Seelen-Ort Aquileia unter einer schwülen Decke Dunst. Wären da nicht alte Ruinenreste und eine beeindruckende Basilika, die zum UNESCO-Weltkulturerbe zählt, könnte man fast vergessen, dass dieser Ort einst eine römische Metropole gewesen war. Mit 100.000 Einwohnern war Aquileia

im 2. Jahrhundert eine der größten Städte der damaligen Welt und schaffte es Ende des 4. Jahrhunderts immer noch auf die Liste der „Top Ten“ des römischen Dichters Ausonius.



Aquileia hatte damals nicht nur einen wichtigen Hafen etwas außerhalb, sondern war auch ein bedeutender Verkehrsknotenpunkt. Die transalpine Verbindung der *Via Iulia Augusta* führte von hier nach Norden bis zur Donau. Auf ihr transportierte man das norische Eisen für die Waffen der Legionen. Die Bernsteinstraße (*Via Gemina*) nahm hier ihren Anfang. Auf der *Via Flavia* gelangte man nach Griechenland. Und wer in die andere Richtung musste, konnte auf der *Via Postumia* Genua erreichen. In Aquileia kam also einst die Welt zusammen. Julius Caesar machte hier Station, so wie auch ein gewisser König Herodes aus Judäa, in dessen Herrschaftszeit – fernab von hier – in einem kleinen, heruntergekommenen Stall zu Bethlehem ein Kind geboren wurde, das die Welt verändern sollte.



In Anbetracht der damals kosmopolitischen Stellung der Stadt, mit ihren Handelsbeziehungen in die ganze römische Welt, ist es kaum verwunderlich, dass sich hier schon in frühester Zeit eine christliche Gemeinde bildete. Der Tradition nach war es Petrus selbst, der seinen Gefährten Markus hierher sandte, das Evangelium zu verkünden, und Hermagoras als ersten Bischof weihte. Diese Überlieferung wurde zum Fundament für den Anspruch des späteren Patriarchats von Aquileia und ist in der Krypta der Basilika in kostbaren Fresken an die Wand gemalt.

Diese Bilder stammen, so wie die heutige Basilika, aus der Zeit des Neubaus vor gut 1000 Jahren. Aber es sind noch Reste der Vorgängerkirche erhalten. Und was für Reste! Sie zählen zu den bedeutendsten frühchristlichen Fußbodenmosaiken Italiens. Fast 1.700 Jahre sind sie alt.

Die beeindruckendste Szene der kleinen, aneinandergefügt Steine ist wohl jene des großen Fischfangs im vorderen Kirchenschiff. Sie nimmt Bezug auf die Worte Jesu im Matthäusevangelium: die Apostel als Menschenfischer, gesandt in die ganze Welt hinaus, um das Evangelium zu verkünden (Mt 4,19). In diesem gleichen Geist sind über die Jahrhunderte auch von Aquileia Missionare in den Norden aufgebrochen – hinein in die Täler der Ostalpen. Ihre Botschaft hat die Berge als Kulturlandschaft maßgeblich geformt. Aquileia ist also ein sehr bewusst gewählter Startpunkt für meinen Pilgerweg.

Bis Mittag hatte ich alle Sehenswürdigkeiten besucht, Gebete verrichtet, Lebensmittel eingekauft und meine billige Unterkunft bezogen. Ich holte zwei Stunden Schlaf nach und wanderte dann noch einmal ziellos durch die mittlerweile regennassen Straßen. Duftend rankten sich Geißblatt und Blauregen über die Mauern – Boten eines Frühlingstages im grauen Gewand des November. Es hatte merklich abgekühlt. Mein Trekkingschirm kam zu seinem ersten Einsatz.

Um 16.00 Uhr saß ich wieder auf der Bettkante im spartanisch möblierten Einzelzimmer der Jugendherberge und starrte auf meine Sandalen. Eine ungewohnte Situation für mich. Es hieß: Warten, um zu starten. Für die kommenden Tage waren die Etappen ausgesteckt und die eine oder andere Unterkunft reserviert. Ich wollte los und war doch durch meine eigenen Pläne gebunden.

Noch nie zuvor hatte ich eine Weitwanderung so detailliert geplant. Aber eine Alpen-traverse in dieser Länge brachte ganz eigene Herausforderungen mit sich. Welche Wege gab es und welche waren mit meiner Ausrüstung gangbar? Existierten Ausweichrouten, wenn der Rekordschneefall des letzten Winters einen Weg unpassierbar machte? Ab wann war dieser oder jener Übergang zu begehen? Wo bestanden Möglichkeiten zur



Verpflegung? Wo gab es trinkbares Wasser; wo Quartiere, wenn das Zelten nicht erlaubt oder ratsam war? Nicht auf alle diese Fragen hatte ich zu diesem Zeitpunkt eine Antwort. Und es gab die Unsicherheit, ob es überhaupt möglich war, eine derartig lange Strecke bis zu den ersten Schneefällen im Herbst bewältigen zu können. Ich legte mich auf mein Lager und schloss die Augen. Konnten auch meine Füße noch keine Schritte tun, so eilte die Vorstellung in die Berge voraus – bei perfektem Sonnenschein versteht sich. Während dieser mentalen Exkursionen muss ich eingeschlafen sein, denn als ich erwachte, war es finstere Nacht. Ich drehte mich und kehrte zurück ins Reich der Träume. Enziane tanzten Walzer mit Rindern und Schafe gratulierten sich beim Gipfelkreuz.

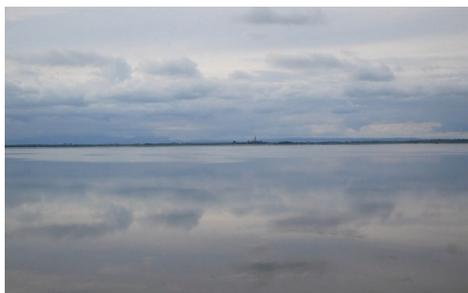
Holpriger Start

Tag 1 | Etappe: 23 km | ↗ 381 m | ↘ 58 m | Total: 23 km

Um halb sieben stand ich vor der Basilika, blickte in den grauen Himmel, dann auf den Boden und tat pathetisch meinen ersten Schritt. Damit war die Alpenüberquerung begonnen, wengleich auf den nächsten 13 Kilometern bis Grado die höchste Erhebung eine weggeworfene Bierdose am Wegrand sein sollte.



Ich folgte dem Alpe Adria Radweg und war guter Dinge. Es war kühl nach den Schauern in der Nacht. Und dennoch begann ich bei Kilometer 5 wahrzunehmen, dass die Sohlen meiner Füße ziemlich heiß geworden waren. Ich schob es auf die Monotonie der asphaltierten, flachen Strecke und dachte mir zunächst nichts dabei.



Bei Kilometer 6 wurde ich unsicher. Ich spürte nun deutlich eine Reizung, setzte mich an den Straßenrand, zog die Sandalen aus und blickte ungläubig auf die Unterseite meiner „Transportmittel“. Blasen, so groß wie Euromünzen, begannen sich auf beiden Fußballen abzuzeichnen. Wie?! Ich trug doch bewährte Treter, in denen ich mit Sicherheit schon mehr als 500 Kilometer gelaufen war. Und mit vollem Gepäck war ich die letzten Wochen fast täglich zwischen zehn und 15 Kilometer unterwegs

gewesen. Aber dass ich es nicht verstehen konnte, half nichts. Ich kramte nach der Hirschtalg-Creme im Rucksack, um die Reibung zu minimieren. Dann lief ich mit leisen Selbstzweifeln weiter. Blasen?! Jetzt schon?!

Meine Gedanken wurden jedoch schon bald von großen Mückenschwärmen abgelenkt, in die ich auf dem schmalen, knapp fünf Kilometer langen Steg durch die Lagune von Grado eintauchte. Meine nur mäßig erfolgreichen Armbewegungen, mit denen ich – mal wie ein Pelikan flatternd, mal wie ein Propeller kreisend – die Landeversuche der Blutsauger abzuwehren versuchte, schreckten zwar den einen oder anderen Reiher auf, aber andere Zeugen meines heroischen Kampfes gab es nicht. Die Fahrbahn zu meiner